

sieht tatsächlich einen engen Zusammenhang zwischen der reinen Beziehung und der dialogischen Demokratie. In bezug [sic!] auf die Literatur zur Ehe- und Sexualberatung bestehen nach Giddens bedeutsame Parallelen zwischen der Weise, in der diese Literatur die für eine gute Beziehung notwendigen Qualitäten anspricht, und den formalen Mechanismen der politischen Demokratie: gehe es doch in beiden Fällen um Autonomie. (S. 63)

Hier eröffnen sich mehrere Fragehorizonte: Zum einen – und damit nehme ich Bezug auf die weiter oben dargelegten Positionen von Autor_innen wie Jamieson (1999) und Holmes (2004a, 2004b) – ist das postulierte Verhältnis von Autonomie im Kontext von Politik und nahen sozialen Beziehungen aus einer feministischen Perspektive durchaus als ambivalent einzuschätzen und deshalb beispielsweise gezeigt werden können, inwiefern sich Autonomie im tatsächlichen Beziehungshandeln manifestiert bzw. ob beide Geschlechter gleichermaßen autonom entscheiden und handeln können. Zum anderen lässt sich ganz grundsätzlich fragen, inwiefern private Beziehungen überhaupt als Indikator für politische Verhältnisse herangezogen werden können. Hiermit wird der von Giddens behauptete Konnex zwischen der Ebene der ›reinen Beziehung‹ und derjenigen der ›dialogischen Demokratie‹ infrage gestellt. Nicht zuletzt muss zudem die allgemeine Frage gestellt werden, ob nicht auch der Umstand zu problematisieren wäre, dass immer schon klar zu sein scheint, was eine ›gute Beziehung‹ ausmacht.

2.4 Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen

Die nachstehenden Ausführungen beziehen sich auf die Frage, wie Intimität im Kontext von Fernbeziehungen thematisch wird. Anhand dieser Frage werden sich weitere normativ geprägte Vorstellungen darüber, wie Paarbeziehungen zu sein haben, verdeutlichen lassen. Zunächst soll an dieser Stelle jedoch geklärt werden, wie sich der Begriff der Fernbeziehung bestimmen lässt. Holmes (2004b) definiert ›Fernbeziehung‹ folgendermaßen: »A distance relationship is one where couples live in separate regions for considerable proportions of time, maintaining two residences and travelling to see each other when they can« (S. 256). Diese Definition lässt sich mit Stafford (2005, S. 7) dahingehend erweitern, dass ›Kommunikationsmöglichkeiten‹ aus der Perspektive von Fernbeziehungspaares aufgrund von ›geografischen Parametern‹ zwar beschränkt sind, die Paare aber trotz dieses Umstandes die Erwartung einer fortdauernden ›nahen Verbindung‹ hegen.

Es dürfte sich als aufschlussreich erweisen, diese Begriffsbestimmungen in einen Zusammenhang mit den weiter oben bereits erörterten allgemeinen Diskussionen zum Konzept der Intimität zu stellen. Denn häufig wird für die Möglichkeit der Entstehung einer Sphäre von Intimität die Bedingung geäußert, dass dieser

Prozess am besten dann ablaufen könne, wenn sich die Beziehungspartner_innen in unmittelbarer physischer Nähe zueinander befänden: »Intimacy is usually assumed to require physical proximity. The word *close* is a synonym for intimate, and literal closeness is often assumed to be essential for familiarity and commitment« (Valentine, 2006, S. 367; ähnliche Aussagen finden sich etwa bei Hazan & Shaver, 2004, S. 163; Holmes, 2004a, S. 185; Holmes, 2004b, S. 255; Jiang & Hancock, 2013, S. 556). Damit zusammenhängend besteht eine gewisse, relativ weit verbreitete gesellschaftliche Erwartung bzw. Normalitätsvorstellung, dass Paare einen gemeinsamen Wohnsitz teilen (vgl. Barnitzke, 2009, S. 13; Bergen, 2010, S. 48; Schneider, 2009, S. 677f.; Stafford, 2005, S. 12ff.). Im Anschluss an Stafford (2005) verdeutlicht Sahlstein (2010), dass sich Fernbeziehungspaare vor diesem Hintergrund mit der komplexen (emotionalen) Aufgabe konfrontiert sähen, ihre Beziehung in der Auseinandersetzung mit vorherrschenden normativen Vorstellungen von Paarbeziehungen zu verhandeln: »distanced relationships are not viewed as normal or typical, and like any marginalized individual, couple, group, or culture, long-distance partners communicatively negotiate their identities against dominant, privileged, normative views of relationships« (S. 108; vgl. Bergen, 2010, S. 49f.).¹²

Zur Annahme, dass sich Intimität im besten Fall unter der Voraussetzung von physischer Nähe einstellen könne, kommt die Mutmaßung hinzu, dass häufige Face-to-Face-Kontakte zwischen den in eine Beziehung involvierten Personen ebenfalls unentbehrlich seien (vgl. Jiang & Hancock, 2013, S. 557; Sahlstein, 2010, S. 112f.; Stafford, 2005, S. 8ff.). In diesem Zusammenhang wird nicht selten die Vermutung geäußert, dass Face-to-Face-Kontakte notwendig seien, um gegenseitiges Verständnis und ein vertieftes Wissen übereinander im Sinne der »disclosing intimacy« zu erlangen, da mediatisierte Kommunikation nie denselben Grad an Tiefe erlaube wie eine direkte Begegnung. Die Forschungslage zu dieser Thematik ist nicht unumstritten und wird im Folgenden einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. Die verschiedenen Positionen lassen sich in zwei praktisch diametral entgegengesetzte Lager einteilen: Einerseits wird aus einer häufig kulturpessimistisch geprägten Perspektive auf soziale Beziehungen im Zuge von Globalisierungsprozessen, (transnationalen) Migrationsbewegungen und der Entwicklung neuer Kommunikationstechnologien eine Abnahme von persönlicher bzw. Face-to-Face-Kommunikation konstatiert. Diese postulierte Abnahme wird »stets mit einer Reduktion von Verbundenheit identifiziert. Unvermittelte Kommunikation wird diesem Verständnis nach mit Privatheit gleichgesetzt, und nur in dieser könne sich Freundschaft, emotionale Nähe oder gar Intimität herausbilden« (Abend, Haupts & Müller, 2012, S. 11). Andererseits machen zahlreiche Autor_innen darauf aufmerksam, dass geografische Distanzen und

12 Diese Ausführungen habe ich in ähnlicher Weise bereits an anderer Stelle vorgebracht (vgl. Scherrer, 2015, S. 146).

in deren Folge die vermehrt zum Einsatz kommende mediale Kommunikation für Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen nicht ausschließlich negativ sein müssten und zuweilen durchaus förderliche Konsequenzen mit sich bringen könnten. Die Geografin Gill Valentine (2006) beispielsweise äußert sich hierzu folgendermaßen, wobei sie insbesondere auf die Vorzüge des Internets hinweist, wenn es um das Aufrechterhalten sozialer Beziehungen geht:

[...] globalization might superficially be presumed to undermine or threaten intimacy as more and more partners and families no longer live their daily lives in the same place. Yet distance does not necessarily bring intimacy to an end [...]. The Internet in particular has been credited with facilitating the possibility of maintaining intimate relationships over distance,^[13] and with creating a new global space for exploring and developing different intimacies. (S. 367)

Um die jeweiligen Argumente der entsprechenden Vertreter_innen der beiden konträren Positionen weiter zu explizieren, werden im Folgenden je einige exemplarische Stimmen angeführt:

1) Der eher kulturpessimistischen Position lassen sich etwa Boden und Molotch (1994) zuordnen, die der Meinung sind, dass ko-präsente Interaktionen kontextreicher (das heißt unter anderem durch Gesten, Mimik, Stimme oder Körpersprache unterstützt und damit mehr Informationen umfassend) seien als medial vermittelte Interaktionen (vgl. ebd., S. 259). Als besonders zentralen Aspekt heben die Autor_innen diesbezüglich den Augenkontakt hervor, denn dieser »itself signals a degree of intimacy and trust« (ebd., S. 260). Der Augenkontakt helfe den ko-präsenten Interaktionspartner_innen, sich fortwährend gegenseitig einzuschätzen. Des Weiteren wird bezüglich der angesichtigen Kommunikation der Vorteil des Sich-Berühren-Könnens hervorgehoben, wobei Berührung gleichsam ein umfassendes Vokabular an tiefer Bedeutung und Sinn mit sich führe (vgl. ebd., S. 261). Aus diesen Beobachtungen leiten Boden und Molotch (1994) sodann folgende Auffassung ab: »[...] judging sincerity through e-mail (as with the phone) is made difficult by the fact it is easier to fake words than to disguise both words and the multiple gestures and stance that go with real-time-real-space interaction« (ebd., S. 264f.). Das spezifische (und eher kritische) Menschenbild, das hierbei zum Ausdruck kommt, soll nachfolgend nicht in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt werden, auch wenn sich fragen ließe, was es bedeutet, wenn Soziolog_innen die Aufrichtigkeit

13 Die Autorin führt in diesem Zusammenhang einige Beispiele an, die sich darauf beziehen, inwiefern das Internet Möglichkeiten bietet und welche Funktionen es übernehmen kann: »[...] the Internet enables partners in sexual relationships to stay in touch when they are apart, to exchange news or information about their activities, to make plans or organize their lives, and even to share fantasies or initiate a sexual encounter« (Valentine, 2006, S. 370).

des Kommunikationsgeschehens zwischen sich nahe stehenden Personen grundsätzlich in Zweifel zu ziehen scheinen. Die Autor_innen argumentieren darüber hinaus, dass Ko-Präsenz im Vergleich zu anderen Interaktionsformen (etwa der medial vermittelten Kommunikation und Interaktion) höher zu bewerten sei, da sie sowohl biografisch als auch historisch immer schon früher da gewesen sei (vgl. ebd., S. 258). Ein Primat der Ko-Präsenz wird postuliert.

In eine ähnliche Richtung gehen die Ausführungen von Beck und Beck-Gernsheim (2011), die sich in ihrem Buch *Fernliebe: Lebensformen im globalen Zeitalter* mit ›Weltfamilien‹ befassen, worunter sie allgemein »Liebes- und Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Menschen, die in unterschiedlichen Ländern bzw. Kontinenten leben oder aus unterschiedlichen Ländern bzw. Kontinenten kommen« (S. 8), fassen. Mit diesem weiten Begriff streben sie eine Analyse von Familienrealitäten in globalisierten Kontexten an, wobei sie den Fokus explizit auf die Zusammenhänge von ansonsten nur ausschnittweise untersuchten Aspekten (»z.B. binationale Paare oder transnationale Adoption oder Fernbeziehungen«, ebd., S. 15) legen. Für die hier relevante Thematik halten Beck und Beck-Gernsheim (2011) in Bezug auf Fernbeziehungen Folgendes fest:

Die geographische Fernliebe leben heißt: an die Möglichkeit einer intensiven Intimität und Emotionalität glauben, in der über längere Zeiträume hinweg von Sexualität *nur die Rede sein kann*. Die über Medien vermittelte Liebe, die Telefon- und Internet-Liebe muß auf viele Formen der Sinnlichkeit von Liebe verzichten. (S. 68)

Die Erinnerungen an oder die Aussicht auf Phasen der Nähe bzw. des physischen Zusammenseins an einem Ort sind gemäß Holmes (2004a, S. 186) möglicherweise wesentlich dafür, dass Fernbeziehungspaare ›zusammen‹ bleiben. Beck und Beck-Gernsheim (2011, S. 69) folgern daraus, dass Fernbeziehungen praktisch nicht über einen längeren Zeitraum hinweg aufrechterhalten werden könnten, da die Unmöglichkeit des sich gegenseitigen Berühren-Könnens und des angesichtigen Sich-Begegnens insgesamt zu schwer wiege. Gerade dies mache in der westlichen Kultur jedoch »einen wesentlichen Teil der Liebe« (ebd.) aus. Diese problematisierende Sichtweise kam weiter oben in Bezug auf Fernbeziehungen bereits zum Ausdruck. Bawin-Legros (2004), die sich in ihren Ausführungen unter anderem auf Giddens (1992) bezieht, problematisiert die ›postmoderne Liebe‹¹⁴ im Allgemeinen: »[...] modern love attempts a difficult synthesis of the irreconcilable dimensions of transparency and secrets, of fusion with another and a commitment to self-development. The nature of this attempted synthesis makes the whole project very fragile« (Bawin-Legros, 2004, S. 250). Nicht nur das Führen einer Fernbeziehung,

14 Bawin-Legros (2004) verwendet einmal den Begriff ›postmodern love‹ (S. 247) und ein anderes Mal ›modern love‹ (S. 250), ohne dass dabei deutlich wird, weshalb einmal dieser und einmal jener Begriff eingesetzt wird.

sondern allgemein das Projekt der ›postmodernen Liebe‹ wird aus dieser Perspektive als prekär betrachtet. Die Akteur_innen strebten zugleich nach Individualisierung und Selbstentfaltung wie auch nach einer erfüllenden Verbindung mit einem Gegenüber. Diese Wünsche stünden sich zuweilen diametral entgegen, was zu Konflikten führen könne (vgl. ebd., S. 247).

Im weiter oben stehenden längeren Zitat von Valentine (2006) tritt demgegenüber eine durchweg positive Einschätzung der Möglichkeiten des Internets zutage, was die Aufrechterhaltung von Beziehungen angeht. Die Autorin äußert sich an anderer Stelle im selben Artikel jedoch auch deutlich kritischer und geht auf Limitationen internetbasierter Kommunikation ein: Das In-Kontakt-Treten oder In-Kontakt-Bleiben werde durch das Internet zwar ermöglicht, aber »the absence of actual touch can serve only to accentuate the emotional pain of missing or longing for another body« (ebd., S. 388). Auch hier wird die Problematik thematisch, dass in medial vermittelten Kommunikationssituationen physische Nähe bzw. Berührungen unmöglich sind.

2) Den eben genannten Punkt würden wohl die wenigsten Forscher_innen als absolut unbedeutend betrachten wollen, auch diejenigen nicht, die insgesamt eine positivere Haltung gegenüber medial vermittelten Beziehungen einnehmen. Autor_innen wie beispielsweise Chambers (2013) würden jedoch wahrscheinlich widersprechen, wenn solche Beziehungen *per se* als unpersönlich deklariert werden. Chambers (2013) ist nicht der Ansicht, dass medial vermittelte Kommunikation sogenannte ›genuine‹, nahe soziale Beziehungen erodieren lasse, sondern hält fest, dass vielmehr das Gegenteil der Fall sei: »[...] several studies indicate that communication technologies are capable of fostering rich, deeper connections by extending intimate contacts across barriers of distance and time« (ebd., S. 21). Diese Argumentationslinie wird in Kapitel 7 erneut aufgegriffen und weiter ausgeführt.

Bereits Simmel (1992, S. 742ff.) hat darauf hingewiesen, dass der Prozess der Überführung einer sozialen ›Distanzbeziehung‹ in eine ›Nahbeziehung‹ nicht zwangsläufig zu einer Erhöhung der Intensität dieser Beziehung führe. Vielmehr könne es gar zu einer Verminderung der Intensität kommen, da – wie Schroer (2012a [2006]) hierzu ebenfalls aus soziologischer Perspektive festhält – »man nun plötzlich die Notwendigkeit zur Grenzziehung, zur Aufrechterhaltung der persönlichen oder Intimsphäre verspürt« (S. 74). Insofern hält Simmel (1992) die Folgerung, »daß die Wärme und Innerlichkeit der Beziehung in dem Maße der persönlichen Annäherung zunehmen müsse« (S. 743), nicht in jedem Fall für zutreffend. Ebenfalls unter Bezugnahme auf Simmel führt Holmes (2004a, S. 186) aus, dass Distanz einer Sphäre von Intimität nicht *per se* abträglich und dass vielmehr in jeder sozialen Beziehung immer schon eine gewisse Distanz

eingeschrieben sei.¹⁵ Krämer (2008) konkretisiert diesen Gedanken hinsichtlich des ›Problems der Kommunikation‹ wie folgt:

Unabhängig vom Grad medialer Vermittlung ist unsere Kommunikation immer ein Distanzgeschehen, ist ein Umgang mit Entfernungen, auch und gerade im Nahraum des persönlichen Gesprächs. Denn das Problem der Kommunikation wurzelt in der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Selbst und dem Anderen. (S. 91f.)

Die absolute Annäherung oder gar das Einswerden des Selbst und des Anderen in der Kommunikation erweisen sich als Unmöglichkeiten. Damit lassen sich einige der zuweilen postulierten fundamentalen Differenzen zwischen sogenannten Nah- und Fernbeziehungen hinsichtlich der Möglichkeiten der (intimen) Kommunikation einebnen. Entfernthet zwischen den Beziehungspartner_innen bezieht sich nicht ausschließlich auf die äußerliche Dimension geografischer Distanzen, die sich in Kilometern messen und ausdrücken lässt. Es gibt auch eine Art innere Dimension der Entfernthet, eine Distanz der Innerlichkeit, die sich beschreiben lässt als

die Verschiedenartigkeit, welche die miteinander Kommunizierenden in der Fülle ihrer unterschiedlichen Geschichten, singulären Erfahrungen, abweichenden Meinungen, unterschiedlichen Wissensbeständen und praktischen Orientierungen einander durchaus fremd und unverständlich sein lassen. (Ebd., S. 110)

Im Kontext von Fernbeziehungen dient die Kommunikation zwischen den in diese Beziehung involvierten Personen nicht unbedingt der Überbrückung geografischer Distanzen. Vielmehr – und dies gilt für alle sozialen Beziehungen – besteht das Problem der Kommunikation gemäß Krämer (2008) »in der Andersartigkeit der Welten, zwischen denen eine Verbindung zu schaffen ist« (S. 137). Da diese »Andersartigkeit« nicht (allein) von geografischen Distanzen abhängt und sich nicht aus der räumlichen Trennung zwischen den Beziehungspartner_innen ergibt, äußert Holmes (2004a) die Vermutung, dass Fernbeziehungen ein paradoxes Moment verdeutlichen, das eigentlich allen sozialen Beziehungen inhärent sei: »Distance relationships perhaps merely highlight a paradox within all relationships: *yearning to be close though distant, separate though together*« (S. 186; Hervorh. MS). Vor diesem Hintergrund zeigt sich das Verhältnis von Nähe und Distanz im Kontext von (Paar-)Beziehungen als durchaus komplex und spannungsreich. Dieses Verhältnis lässt sich jedoch nicht normativ auflösen, indem gesagt wird, Nahbeziehungen seien *per se* ›besser‹ als Fernbeziehungen.

15 Simmel (1992) spricht in seinem *Exkurs über den Fremden* (erschieden in *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*) von der »Einheit von Nähe und Entfernthet, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält« (S. 765).

Ungeachtet dieser Einsichten in die Komplexität und Paradoxalität des Nähe-Distanz-Verhältnisses werden Nahbeziehungen und die in solchen Beziehungen mögliche Face-to-Face-Kommunikation in der Regel als Idealzustand bewertet. In diesem Zusammenhang wird gleichwohl zuweilen auch anderen Kommunikationsformen Positives attestiert und es wird nicht immer gleichermaßen kulturpessimistisch argumentiert, wie dies etwa Boden und Molotch (1994) tun. Gemäß Schroer (2012a) ist die Ansicht, »dass die räumlich nahen Beziehungen ein stärkeres Band zwischen den Menschen stiften als eine Beziehung über große Distanzen hinweg« (S. 75), jedoch gemeinhin weit verbreitet. Dieser Autor gelangt zur Einsicht, dass die soziologische Theoriebildung zwar »die zunehmende Mediatisierung sozialer Beziehungen selbstverständlich thematisiert« (ebd., S. 26), Nahbeziehungen und Fernbeziehungen jedoch nach wie vor

ebenso eindeutig mit einem Plus- und einem Negativzeichen versehen [sind] wie die ähnlich gelagerten Differenzierungen von Sozial- und Systemintegration, Anwesenheit und Abwesenheit, Lebenswelt und System, mit denen nicht zuletzt zwischen Eigenem und Fremdem, Vertrautem und Unvertrautem unterschieden wird. (Ebd.)

An dieser Stelle kann die folgende These formuliert werden: Nahbeziehungen, die mit Anwesenheit, mit physischer Nähe und mit Ko-Residenz konnotiert sind, werden im Allgemeinen als positiver (i.S.v. stabiler und authentischer) eingeschätzt als Fernbeziehungen. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen werden Letztere demgegenüber als problematisch (i.S.v. instabiler oder weniger authentisch) erachtet, weil diese spezifische Form von Paarbeziehung zahlreichen sozialen Erwartungen, die gemeinhin an nahe soziale Beziehungen gestellt werden, zuwiderläuft (vgl. Stafford, 2005, S. 8): Fernbeziehungspaare haben nicht die Möglichkeit, häufig von Angesicht zu Angesicht zu kommunizieren, körperliche Nähe ist nur während der mehr oder weniger häufigen Treffen zu erwarten und ein über längere Zeiträume getrennter Wohnsitz ist die *Conditio sine qua non* dieser Beziehungsform. All diese Aspekte (d.h. die Möglichkeit zur Face-to-Face-Kommunikation, körperliche Nähe und Ko-Residenz) werden insbesondere in Arbeiten im Bereich der Psychologie indes gerade hinsichtlich der Frage nach der Etablierung einer Sphäre der Intimität als besonders bedeutsam erachtet. Aufgrund dieses Bruchs mit gemeinhin existierenden Normalitätsvorstellungen werden Fernbeziehungen auch gegenwärtig häufig als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen ausgewiesen. So konstatiert Schneider (2009):

Trotz eines allmählichen Wandels in der Paarforschung seit den späten 1990er Jahren wird die Distanzbeziehung nach wie vor weithin nicht als eigenständige Beziehungsform erachtet, sondern als (kurzes) Durchgangsstadium im norma-

len Institutionalisierungsprozess von Paarbeziehungen oder als provisorische Bindung, die rasch wieder aufgelöst wird. (S. 681)

Über die Frage, was unter einem »normalen Institutionalisierungsprozess« genau verstanden werden kann, ließe sich streiten bzw. es könnte die implizite normative Annahme, dass es einen solchen Prozess geben muss, problematisiert werden. Insgesamt scheint es in der Regel jedoch so zu sein, dass davon ausgegangen wird, dass das Zusammenwohnen der Partner_innen nach einer gewissen Dauer der Beziehung zu diesem Prozess dazugehört (vgl. ebd., S. 678). Da Fernbeziehungspaare von dieser Normalitätsannahme abweichen, fallen sie auf. Der Umstand der »fehlende[n] Ko-Residenz« werde »nicht selten durch das soziale Umfeld bewertet« (ebd.). Dies kann sich etwa durch Mitleid oder Bewunderung ausdrücken: »Einige sehen darin eine bemitleidenswerte Lebenssituation, andere eine zeitgemäße oder pionierhafte Form der Lebensgestaltung« (ebd.). Unabhängig von solchen Bewertungen lässt sich jedoch grundsätzlich festhalten, dass Fernbeziehungen nicht in jeder Hinsicht den dominierenden Vorstellungen darüber entsprechen, wie Paarbeziehungen für gewöhnlich ›zu sein haben‹.

2.5 Resümee

Das Ziel dieses Kapitels bestand in der Erörterung von gesellschaftlich vorherrschenden normalisierten und normalisierenden Vorstellungen im Hinblick auf Paarbeziehungen und insbesondere Fernbeziehungen. ›Normalisierung‹ wird dabei im Foucault'schen Sinn als regulierendes Mittel zur Subjektivierung aufgefasst (vgl. bspw. Foucault, 2014a). Vor diesem Hintergrund wurde wissenschaftliche Literatur aus diversen disziplinären Kontexten rezipiert, die sich mit der Thematik von nahen sozialen Beziehungen auseinandersetzt. Es konnte gezeigt werden, dass insbesondere im psychologischen akademischen Diskurs (›Relationship Science‹ und ›Intimacy Theory‹) Intimität vornehmlich als Selbstenthüllungsintimität verstanden wird. Hierbei wird davon ausgegangen, dass sich eine Sphäre der Intimität in einer Paarbeziehung in erster Linie durch Selbstenthüllungspraktiken der Beziehungspartner_innen, die zu einem vertieften Wissen übereinander, einer Vertrauensbasis und zu wechselseitigem Verständnis führen, entwickeln kann (vgl. bspw. Laurenceau et al., 2004; Laurenceau & Kleinman, 2006; Reis & Rusbult, 2004). Das Maß an ›disclosing intimacy‹ wird nicht selten als Gradmesser für die Qualität von Paarbeziehungen verstanden und damit zu einer normativ geprägten Vorstellung darüber, wie diese sein sollten.

Kritik an dieser Tendenz formulieren etwa Miller (2007) und Jamieson (1998, 1999). Auf der Grundlage ihrer eigenen Studien macht insbesondere Jamieson darauf aufmerksam, dass Intimität im Alltag von Paaren in unterschiedlichen Facet-